Paed. Pr.
949.

Paed. Pr.
949

Erzählungen

Paed. Pr. 949 Erzählungen

Rührende

Erzählungen und Gespräche.

Aus den besten neuen Schriftstellern, zur Erweckung edler Empfindungen in den zarten Herzen der Jugend.

„Was ist Tugend? — Unsre Pflicht
„Frei vor Gottes Angesicht
„Thun zu können, was man thut
„Immer edel, immer gut.„

Overbeck.

R

Reichsstadt Kempten.
Verlegt von C. G. B. Fritzsch. 1782.

186 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
atsbibliothek
nchen

Vorrede.

Diese aus unsern besten Erziehungsschriften gesammelten Erzählungen und Gespräche, werden sich gleich beym ersten Anblick allen vernünftigen Eltern empfehlen; noch mehr aber, wenn sie sich erst mit ihrem Innhalte werden bekannt gemacht haben. Sie sollen nicht nur junge Herzen auf die angenehmste Weise unterhalten, und unvermerkt dem nützlichsten Unterrichte öfnen; sondern auch zu vielen frommen, gottesfürchtigen, menschenfreundlichen Empfindungen Anlaß geben. Rechtschaffene Eltern, die ihren Lieblingen eine auf diese oder jene Gelegenheit passende Erzählung vorlesen,

oder die ganze Sammlung denen, die schon im Lesen geübt sind, selbst in die Hände geben, werden bald zu ihrem Vergnügen wahrnehmen, wie reichlich der Saame der Tugend, der Frömmigkeit und der Zufriedenheit mit den Wegen der göttlichen Vorsehung ausgestreuet worden sey.

Da der Ankauf des Buchs nur sehr gering ist, so darf ich hoffen, daß recht viele Eltern ihren Kindern diesen unschätzbaren Nutzen, sich selbst aber das reinste Vergnügen schaffen werden. Mir wird es äusserst angenehm seyn, wenn ich etwas darzu beygetragen habe.

Der Herausgeber.

Nachricht.

Der Innhalt dieses Werkchens ist am Ende zu finden.

Rührende Erzählungen
und
Gespräche.

1.) Der kleine wohlthätige Mirtil.

Der alte Likas saß bey Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn Mirtil, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehn, und wischte sich die Augen, die er oft gen Himmel richtete. Dies befremdete seinen Vater. Er rief ihn zu sich. Mirtil eilte auf dem gehörten Ruf herbei, und sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich in den Schooß. Was ist dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sahe, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was? — Nichts, lieber Vater, war seine Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Likas. Aber du hast ja geweint?

Mirtil. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Likas. Vor Freuden also? Und was ist dir dann begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Mirtil. Lieber Vater, verlange es nicht zu wissen.

Likas. Nicht? Und könntest du etwas haben, welches dein Vater nicht wissen dürfte.

Mirtil. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

Likas. Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Mirtil. Du willst es, lieber Vater; und ich muß gehorsam seyn.

Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um ihm das

Abend=

Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es sey. Es war ein armer alter Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein grosses Bündel Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen. Ich hörte, indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selbsten sprechen: „Guter Gott, sagte er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit.„ Indem er das sagte, sank er mit dem Köpfe auf sein Bündel. Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sahe, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf dem Holze nieder. Dann lief ich her zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder. Indem ich nun jetzt zurück kam,

und wieder an den Busch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihn mein Geräusch. „Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte! Ist ein Engel Gottes hie gewesen, der mich und meine Kleinen vom Tode retten wollte? Aber wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hergelegt hast; Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen. — Aber, fuhr er fort, ich Unglücklicher! Wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daß ich meinem armen Kleinen diese Erqvickung bringe.„ Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort. Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrt wieder um, ihm zu begegnen. — Gott grüße euch, guter Vater, sagte ich, indem ich bey ihm war. Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt die Flasche mit

der

der Milch und das Brod mir her; ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt. -- Der Greis sahe mir mit freudiger Verwunderung ins Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus dem Walde zu führen, worinn ich mich verirrt hatte. -- Ich fragte ihn, wohin er wollte; und so führte ich ihn zum Walde hinaus. Er erzählte mir mit naßen Augen, wie unverhoft der liebe Gott für ihn gesorgt habe während seines Schlaffs, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sey. "Alle Morgen, sagte er, und alle Abende sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns errettet. Auch du, mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden von uns, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie vor Hunger sterben." Ich bracht ihn bis nahe zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die ar-

men Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Haus kam und ihnen etwas zu essen mit brachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. --- Du hast es gewollt, lieber Vater; sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen.

Der kleine Mirtel schwieg; und Likas drückte ihn mit Innbrunst an seine Brust. —

Nun, rief er aus, will ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich seyn wird.

2. Der brave Mann.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bey derselben fließt ein Strom vorbey, welcher die Etsch genannt wird. Diese Etsch war im Winter zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Tauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellend. Die Gewalt des Grundeises riß eine der Brücken an beyden Ufern ein; nur der mittelste Bogen der-

sel-

selben that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Das Geschrey dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbey; aber da war keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwarttete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben. Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Nahme) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, dem er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu erschrecklich zu seyn. — Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wohl niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte. Derselbe sprang in

einen

einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. — Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile herab, in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer. — Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. — Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer. — Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheissene Belohnung dar: aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurück treten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen. — „Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab' und Gut verloren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten.„ — Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge. — Sein Nahme ist nicht bekannt geworden, aber, gewiß, im Himmel steht er angeschrieben.

3. Der junge Reisende.

Drey Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 300. Reichsthalern erspart. Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubnis dazu. Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden. Sie waren aber kaum zwey Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden. Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftiget, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte. Die edlen Jünglinge blieben keine müßigen Zuschauer dabey. Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht. Man dankte ihnen für ihre Hülfleistung; sie aber sahen einander

schwei-

schweigend an, verstanden sich, giengen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300. Reichsthaler, welche sie verreisen wollten. „ Verwenden Sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrandten. “ Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und das ist nun geschehen. “ — Mit diesen Worten verliessen sie den gerührten Geistlichen; kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute, und aller, die diese schöne That vernamen, folgten ihnen nach.

4. Der gute Sohn.

Der Herr von R*** hatte sich, als Preußischer Werboffizier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jezt wieder zurück nach seinem Regimente gehen. Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bey ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlang-

langte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu; und fragte, was er besorge? "Daß Sie mich abweisen," war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen. Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen: wie könnten Sie so was besorgen? "Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fodern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird." — Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier. Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß, zwingt mich, hundert Gulden zu fodern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben. — Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihrer

Pflicht

Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handlen. Hier sind sie! -- Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus. -- Der junge Mensch war entzückt. Er bat den Offizier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte und ließ ihn gehen. Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Ausserordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen. --- Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelaßen wurde. Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnißes kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden: "Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um deßentwillen mein Vater gefangen sizt! Ich lege es bey ihm nieder; und führe er mich geschwind

schwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreyen.“ Der Kerkermeister that, was er verlangte. --- Der Offizier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach. — Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heissen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde. Gerührt ging dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frey; und es reuet mich der Summen nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat. — Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der letztere weigerte sich anfangs die ihm angebotene Freyheit anzunehmen. Er bat den Offizier ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte ei-

nen so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn. Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beyde an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bey seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwey Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

5. Liebe um Liebe.

Der junge Azamet war der Liebling seines Herrn, des türkischen Kaisers. Dieser erhob ihn in kurzer Zeit zu den höchsten Ehrenstellen, und machte ihn endlich gar zu seinem Großvizier. Azamet, geleitet durch den Rath seines Freundes, des Weisen Usbecks, sahe sich kaum an dem Ruder des Staats, als er zum Besten des Landes verschiedene heilsame Veränderungen vornehmen wollte. Dadurch aber machte er sich viel Feinde unter den Grossen des Reichs, welche ihn zu stürzen suchten. Es gelang ihnen; Azamet wurde abgesetzt und sein Vermögen eingezogen. Arm und hülflos verlies

er

er Constantinopel, irrte eine Zeitlang umher, bis er sich endlich in einem einsamen Thale zwischen felsichten Gebirgen niederließ. Hier lebte er allein in einer kleinen Hütte, die er sich selbst erbauet hatte, und bearbeitete einen kleinen Strich Landes am Ufer des vorbeyfliessenden Baches. Lange hatte sein bekümmerter Freund Usbeck nichts von ihm erfahren können. Endlich erhielt er die Nachricht von seinem Aufenthalte, und eilte ihn aufzusuchen. Er fand ihn bey der Arbeit auf seinem kleinen Acker; und stürzte sich in seine Arme. Beyde blieben eine Zeitlang stumm vor Freuden. Endlich rief der Weise Usbeck aus: o mein Azamet! Ich sehe, daß du deine Tugend in diese Wildniß mitgenommen hast; sie tröstet dich, wie ich in deinem zufriedenen Auge lese, über den erlittenen Verlust an Ehre und Gütern: aber hat sie dich auch über den Verlust der Gesellschaft trösten können? **Wie kann man glücklich seyn, ohne sich geliebt zu sehen.** Azamet gestand, daß der

Verlust seiner Freunde das Einzige gewesen sey, welches er zu ertragen Mühe gehabt hätte. Indeß, setzte er hinzu, es giebt keine so rauhe und unfruchtbare Gegend, wo nicht Liebe wachsen solte, wenn man den Saamen derselben auszustreuen weiß. Sein Freund verstand nicht recht, was er damit sagen wollte. Indeß näherten sie sich seiner Hütte; und sie hörten das Wiehern eines jungen Pferdes, welches ihnen springend entgegen kam. Es stand vor Azamet still, ließ sich von ihm streicheln, wieherte, und sprang von neuem, als wenn's seine Freude über die Ankunft seines Herrn an den Tag legen wollte. Bald darauf liefen zwey junge Kühe von der nahe Wiese herbey, und giengen hin und her vor Azamet, als wenn sie ihm ihre Milch anbieten oder ein Joch auf ihre Hörner fodern wollten. Nicht lange hernach sahe man zwey Ziegen mit ihren Jungen von Felsen herabspringen, und ihrem Herrn entgegen laufen. Es schien, als wußten sie vor Freude über seine Ankunft sich

nicht

nicht zu lassen, so frölich hüpften und tanzten sie vor ihm herum. Ein gleiches thaten vier oder fünf Schafe, welche sich ihnen zugeselleten. Zu gleicher Zeit flogen auch einige Tauben herbey, die sich auf den Kopf, auf die Schultern und auf die Hand setzten, und ihn mit ihren Schnäbeln freundlich pickten, als wenn sie ihn küssen wollten. Indem sie in den kleinen Hofraum traten, erblickte ihn kaum der Hahn, als er ein grosses Freudengeschrey erhob; alle Hühner wurden dadurch herbeygelockt, und drückten ihre Freude durch ein allgemeines Krackeln aus. Aber alle diese Freudensbezeugungen waren nichts gegen die Liebe, welche zwey aus der Hütte springende weiße Hunde ihm erwiesen. Sie waren ihm nicht entgegen gekommen, gleichsam um ihn zu zeigen, wie treu sie die ihnen anvertraute Wohnung bewachten. Aber jetzt waren sie ausser sich vor Freude. Sie jauchzten, liefen bald wie wahnsinnig um ihn herum, und krochen bald wieder in der demüthigsten Stellung zu seinen

Füßen, die sie leckten. Bey der kleinensten Liebkosung, die sie von ihm erhielten, rannten sie, wie betrunken vor Freude, rund um die Hütte herum, und bellten und heulten aus allen ihren Kräften. Dann kamen sie ganz ausser Athem zurück und legten sich ihrem Herrn wieder zu Füssen. Usbeck wurde durch alles dieses bis zu Thränen gerührt. Du siehst, sagte sein Freund zu ihm, daß ich noch eben der bin, der ich von Kindheit an war — ein Freund aller lebendigen Wesen. Ich wünschte mich von Menschen geliebt zu sehen; das Schicksal hat mich von ihnen getrennt. Was sollte ich thun? Ohne Liebe und Gegenliebe zu leben, war mir unmöglich. Ich that also diesen Geschöpfen Gutes, und geniesse ihrer liebevollen Dankbarkeit. Du siehst also, daß es mir sogar zwischen diesen rauhen unbewohnten Felsen nicht an Gesellschaftern fehlt, und daß meine Einöde kein Grab ist. Ich lebe noch, mein theurer Usbeck; ich lebe, denn ich liebe und werde noch geliebet.

6. Die

6. Die frommen Kinder.

Nantchen und Leopold liebten ihre Eltern zärtlich, und wurden eben so zärtlich von ihren Eltern wieder geliebt. Seit einiger Zeit pflegten beyde, so oft sie ihr Frühstück genossen hatten, in den Garten zu laufen, und erst nach einer Weile zurückzukommen, um ihre Geschäfte anzufangen. Dieses nahm den Vater und die Mutter Wunder. Denn vorher waren beyde Kinder recht sehr fleißig gewesen, und hatten oft ihr Frühstück halb im Stiche gelassen, um desto geschwinder zu ihrer Arbeit oder zum Lernen zu kommen. Nun aber schien es, als wenn sie keine rechte Lust mehr hätten, sowohl zur Arbeit, als auch zum Lernen; weil sie immer erst in den Garten liefen. Das machte nun ihre guten Eltern traurig: denn, sagten sie zu einander, wenn unsere Kinder den Müßiggang lieb gewinnen; so wird nichts Gutes aus ihnen werden. Der Vater fragte sie zuweilen: „aber, Kinder,

warum lauft ihr denn immer so früh aus? Das könnte ja nachher geschehen; wenn eure Arbeit gethan ist!„ Allein die Kinder schwiegen still und sagten nicht, was sie im Garten machten. Endlich beschloß die Mutter, ihnen nachzugehen, um zu erfahren, was sie doch immer da vorhaben mögten? Sie sahe am andern Morgen, daß **Nantchen** und **Leopoldchen** nach einer dichten Laube liefen, die am Ende des Gartens stand. Sie gieng ihnen also nach. Da sie nun leise bis zur Laube hingegangen war und an der Seite stand, wo sie eben durch das dicke Laubwerk ein wenig hineinsehen konnte: Gott! was empfand da ihr mütterliches Herz, da sie die Kinder mit gefaltenen Händen kniend auf der Erde erblickte! Sie zitterte vor Freude, da sie hörte, das **Leopold** so zu Gott betete, indem **Nantchen** ihm leise nach sprach: „Ach, du lieber Gott, laß doch unsre guten Eltern noch lange nicht sterben!„ Wir lieben sie ja gar zu sehr, und wollten ihnen gern Freude machen, wenn wir erst

groß

groß geworden sind. „Ach mache uns auch recht fromm und artig, daß unser Vater und unsere Mutter sich alle Tage über uns freuen mögen!„ Hörst du, lieber Gott? Wir wollen ja auch gern thun, was in deinen Geboten steht.„ Nach diesem Gebete standen beyde auf, gaben sich einander einen Kuß, und liefen vergnügt und hurtig wieder zurück nach Hause. Der Mutter flossen heisse Freudenthränen über die Wangen. Sie eilte zu ihrem Gatten, drückte ihn fest an ihre Brust, indem sie ihm erzählte, was sie gesehen und gehört hatte; und beyde waren darüber so vergnügt und glücklich, als wenn sie schon im Himmel wären.

7. Heldenthat eines sieben jährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Taglöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren. Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein,

und das liebe Brod kostete nun noch einmal so viel, als vorher. Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brode zu sättigen. Darüber war er nun unaussprechlich betrübt. Er rief seine Kleinen zu sich und sprach zu ihnen, indem ihm die Thränen über die Wangen floßen: "Meine herzenslieben Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr braucht, um euch ganz satt zu essen." Seht für ein einziges solches Brödchen, muß ich alles Geld geben, was ich den ganzen Tag über verdient habe. "Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile." Es wird freilich nicht genug seyn, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet." — Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sahe gen Himmel und weinte. — Seine Kinder weinten auch,

und

und jedes dachte bey sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern; hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern! — der Vater theilte jezt das Brödchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie denen sechs Kindern. Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte: "Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin." Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt es unter die Andern aus. "Armer Junge! Und was fehlt dir denn? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm. Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen. — Und so legt er sich nieder. Der bekümmerte Vater gieng am andern Morgen hin zum Dokter und bat ihn: er möchte doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen. Der Dokter, der ein frommer und recht edler Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts dafür

krie-

kriegen würde. Er besahe den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls; aber er konnte aus seiner Krankheit nicht klug werden. Indeß wollte er ihm doch etwas verschreiben. "Thun sie das doch nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würd' es doch nicht einnehmen." Nicht einnehmen? antwortete der Dokter; und warum nicht? —

Gottlieb.

Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann 's Ihnen ja doch nicht sagen.

Dokter.

Und warum nicht? Gottlieb, Gottlieb! du scheinest mir ein unartiger Junge zu seyn!

Gottlieb.

Lieber Herr Dokter, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Dokter.

Gut! Ich will dich nicht zwingen, aber ich werd' es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gott-

Gottlieb.

Ach, um Alles nicht! Beßter Herr Dokter, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor.

Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nichts einnehmen willst.

Gottlieb.

Ach, lieber Gott! so muß ichs Ihnen denn wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen. —

"Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

"Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kan in dieser theuren Zeit täglich nicht mehr als ein einziges Brödchen verdienen."

Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt jedes nur so ein Stückchen, und

er selbst nimmt wohl gar nichts davon. "Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine arme Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollt' ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten." Sehen Sie, deswegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte. "Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!"

Der Dokter trocknete sich die Augen und sagte: "Aber hungert denn dich nicht, mein liebes Kind?"

Gottlieb.

Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine lieben Geschwistern hungern sehen muß!

Dokter.

Aber du wirst sterben, wenn du nichts geniessest?

Gottlieb.

Das weiß ich wohl, lieber Herr; aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja denn bey dem lieben Gotte und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe. —

Der rechtschaffene Dokter war ausser sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte. Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an sein Herz und sagte: "Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben!" Unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen sorgen. "Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bey dir."

Er lief darauf nach Hause; bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu dem kleinen **Gottlieb** und zu seinen hungrigen Geschwistern. — **Gottlieb** mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle assen, bis sie satt waren. — Das war einmal

mal ein Anblick für den guten Doktor! — Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb: er sollte unbekümmert seyn; er wollte ferner für sie sorgen. — Das that er denn auch, der rechtschaffene Mann! — Er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten. — Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so. —

Der Eine schickte ihnen Speise, der andere Geld, der dritte Kleider, so, daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten. So gar der Landesfürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für seine Geschwister hatte thun wollen, und war sehr gerührt und erfreut darüber. Er ließ den alten Bertmann zu sich holen und sagte: "Ihr habt einen wackern Sohn." Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt. "Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Nahmen hundert Thaler ausgezahlt werden sollen." Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen

Kün-

Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie dann was rechts werden gelernt haben, so nehm' ich es über mich, sie zu versorgen.„

Bertram gieng von seinem gnädigen Fürsten gerührt nach Hause, und dankte Gott auf seinen Knien, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe.

8.) Gespräch zwischen einem vornehmen Herrn und einem armen Greis.

Herr von G. (zu den Bedienten.)

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht grade zu?

Der Alte.

Gnädiger Herr, sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr von G.

Und Warum?

Der Alte.

Ich schäme mich es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu betteln.

Herr von G.

Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bey mir; seyd so gut einer davon zu seyn.

Der Alte.

Nein, Herr! wenn sie auch alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit —

Herr von G.

Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte.

Was Wichtiges, Herr! zu sterben — ich will es wohl Alles sagen, wenn wir allein sind — ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr von G.

Wie wißt ihr das?

Der Alte.

Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun! Meine Tochter und ihr Mann haben mich zwey Jahre ernährt. —

Herr von G.

Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan. —

Der Alte.

Ich hatte mir so viel Geld gesammlet, um Niemanden aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dies Geld einem Kavalier! Der aß und trank, und war frölig und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Kavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr von G.

Und ich höre sie so gern, beträf es mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte.

Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet hätte. — Da fiel ich aber einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schliessen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kuriert' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medezin gebraucht. Was einem in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebettet und gesungen, da ging mein Geld verlohren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollte im ganzen Ernst; allein ich konnte nicht, — ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand. —

Herr von G.

Da gingt ihr zu euren Kindern?

Der Alte.

Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Manne einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreyer nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freytische, auch aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan?

Herr von G.

Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte.

Nein, Herr! das Nicht! Aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angreifen müssen — drum gehe ich betteln. Wenn ich sterbe,

sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt' ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr von G.

Wo wohnt ihr denn?

Der Alte.

Herr, Verzeihung! Das sag' ich nicht, meinet und meiner armen Lieben wegen! —

Herr von G.

Verzeihung, Alter, daß ichs gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe.

Der Alte.

Das ist brav, gnädiger Herr! in acht Tagen sehn sie gen Himmel; dann (Gott sey gedankt) dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim —

Herr

Herr von G.

(giebt ihm fünf harte Thaler.)

Nehmt, Vater, Gott sey mit euch! —

Der Alte.

Herr, so viel! Nein, Herr! so war es nicht gemeint, ich brauche nur noch einen Thaler, das Uebrige hab' ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch' ich nichts.

Herr von G.

Gebt's euren Kindern.

Der Alte.

Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr von G.

Zum Haus, Alter!

Der Alte.

(dringt ihm das übrige Geld wieder auf.)

Es steht schon!

Herr von G.

Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte.

Nun, da sind wir's beyde. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für sie beten können, als ich. —

Herr von G.

Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte.

Ich hoff', ich hab' auch Gott bewegt, der laß es Ihnen nicht missen!

Herr von G.

Wollt ihr was essen?

Der Alte.

Ich habe schon gegessen, Milch und Brod —

Herr von G.

Aber mitnehmen?

Der

Der Alte.

Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, baten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär' ein schlechter Dank beym lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein Einziges! —

Herr von G.

Mehr, Vater! —

Der Alte.

Nein, Herr, nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmahl von Gewächs des Weinstocks bey ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen seyn, den ich in der Welt nehme, sonst würd' ich nicht gefodert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten. —

(Der Herr von G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

— den letzten Wein! Das Nachtmahl, habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr von G. (Der den Wein bringt.)

Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte. (zum Himmel.)

Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank. (**Er trinkt etwas**) Jetzt — (zum Herrn von G. indem er mit ihm anstößt) Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ich's gewiß haben werde.

Herr von G.

Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt' euch! Kein Mensch soll euch sehen! wenn ihr es so wollt. —

Der Alte.

Nein, Herr! ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel —

Herr von G.

Gott, grosser Gott! Womit kann ich euch dienen?

Der Alte.

Herr! ich wünschte Ihrentwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber guter Herr; allein ich hab' auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab' ihn verloren.

Herr von G.

Gleich! —

Der Alte. (allein)

Zum leztenmahl gelabt! Dort wird es besser seyn.

Herr von G. (bringt ein paar Handschuhe.)

Hier, Alter!

Der Alte.

Den einen brauch ich nicht; nur einen hab' ich gefodert.

Herr von G.

Warum den Andern nicht auch?

Der Alte.

Dieser Hand fehlt nichts. Es ist blos die Linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich werd' an Sie denken! (Er giebt dem Herrn von G. die rechte bloße Hand.)

Herr von G.

Und ich an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten. —

Der Alte.

Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr von G.

Noch einmahl euere Hand, Alter! Es ist Seegen Gottes drinnen!

Der Alte.

Gott seegne Sie!

Herr von G.

Und helf euch!

Fortsetzung.

Junker **Wilhelm**, der Sohn des Herrn von G. war anfangs mit im Zimmer gewesen und hatte gesehn, daß der gute Alte nicht mehr als einen Thaler annehmen wollte. Er war darauf hinaus gegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhecke versteckt, bis der alte Mann vorüber gienge. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen; dann lief er ihm

nach

nach auf dem Feldwege und rief: Vater! Vater! — der Alte stand still und der Kleine, der zu ihm kam, sagte: "Lieber Mann, mein Vater hat bedacht, daß der Thaler, den er ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt Ihm hier einen Andern dafür und jenen soll ich wieder mitbringen."

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand, und wollte den Andern aus seiner Tasche hervorziehen.

Aber husch! flog Junker **Wilhelm** davon, und noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sahe gen Himmel und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werd' ich erst im Himmel sehen!

Gespräch über diesen lezten Vorgang.

Lotte.

Das war doch aber nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte!

Vater.

Unwahrheiten zu sagen ist sonst freylich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, ohnmöglich recht gut seyn.

Lotte.

Aber diesem Junker bin ich doch recht gut!

Vater.

Mir geht's auch so. Woher mag das wohl kommen?

Lotte.

Ich weiß nicht; aber ich hab' ihn würklich recht lieb.

Vater.

Warum sagte er denn wohl eine Unwahrheit?

Lotte.

Ja, weil der alte Mann sonst das Geld nicht würde genommen haben!

Vater.

Und warum wollte er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte.

Weil er ihm gern auch etwas schenken wollte, und weil der alte Mann so gut war.

Vater.

Also, zu wessen Vortheil sagte er die Unwahrheit? Zu seinem eigenen, oder zu des Alten?

Lotte.

Zum Besten des Alten.

Vater.

Er hatte also keine schlimme, sondern die beste Absicht von der Welt, in dem er unwahr redete; nicht?

Lotte.

Ja. —

Vater.

Und wurde wohl irgend ein Mensch auf der Welt durch diese Unwahrheit beleidigt?

Lotte.

Nein. —

Vater.

Nun siehst du, liebe Lotte, dies ist der einzige Fall, da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, **wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidigt, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird.** — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: Was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte.

Ja denn! — Da hätt' ers wohl sagen müssen?

Vater.

Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben zu fodern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen: so dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wär' es auch noch so unschuldig!

Lotte.

Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fodern?

Vater.

Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen. — Aber fodern, daß wir alle unsere Gedanken, auch die Geheimnissen, an den Tag legen, das können nur diejenigen denen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind, nämlich unsere Eltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte.

Danke, lieber Vater, daß du mich auch das gelehrt hast!

9. Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich gieng mit seinem jüngsten Sohne, Hännschen, weit ins Feld spaziren. Es war an einem angenehmen aber noch zimlich warmen Herbsttage. — Vater, sagte Hännschen, da sie bey einem Garten vorbey kamen, der mitten im Felde lag, mich durstet gar zu sehr! Mich auch mein Kind, antworttete Ehrenreich; aber wir müssen Geduld haben, bis wir zu Hause kommen.

Hännschen.

Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich.

Ich sehe; aber der steht im Garten!

Hännschen.

Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich.

Und was würde der, dem der Garten angehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hännschen.

O er ist gewiß nicht hier, und es ist auch keiner da, der's ihm wieder sagen könnte!

Ehrenreich.

Du irrest, mein Kind; Einer wenigstens würd' es gewiß sehn, und der müßte uns deswegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Hännschen.

J, wer denn?

Ehrenreich.

Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Hännschen.

Ach ja; daran hatt' ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehen hinter dem Zaune im

Grase gelegen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Hännschen folgendermassen anredete:

"Danke Gott, mein Sohn, daß dein frommer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu steigen und etwas zu nehmen, das nicht dein war!" Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangel habe legen müssen. Du würdest hineingetreten haben und immer lahm geblieben seyn. "Aber, weil du auf die Erinnerung deines Vaters den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeführet hast: so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben." Er gieng darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Hännschen einen ganzen Hut voll der schönsten Birnen. Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollt' es nicht nehmen. — Warum nicht? fragte Ehrenreich. — Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses

thun sollen, es gerne sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese paar Birnen nicht missen lassen. — Ehrenreich drückte ihm die Hand, sahe gerührt zum Himmel, und gieng mit seinem Hännschen weiter. —

Hännschen.

Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich.

Das ist er; und so sind Alle, die auf das, was ihnen täglich begegnete, geachtet und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Hännschen.

Hätte uns der liebe Gott denn wohl auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich.

Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren seyn?

Hännschen.

Ja, aber Gott hatte doch die Fußangel nicht dahin gelegt?

Ehrenreich.

Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein Wissen und ohne sein Zulassen geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohn, dem Bösen aber zur Strafe dienen müssen. Hör, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch klein war, wie du, und in meines Vaters Hause war: da hatten wir zwey Nachbaren, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der eine hieß Schmid, der andere Müller. Schmid hatte einen Sohn, der hieß Christian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß. Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nach-

barn waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden. Nun hatte **Christian**, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehen, ob er auch Niemand schaden würde. Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsern und des Nachbars Garten, so daß keiner darinn vor seinem Schmeissen sicher war. Sein Vater hatte dies einmal gemerkt, und verbot es ihm nachdrücklich. Aber unglücklicher Weise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun müsse, wenn man ganz allein ist. Er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bey uns ist, und alles sieht, was wir thun. Da er nun einmahl ganz allein wieder im Garten war: kriegt' er abermahls Lust, sich durch Werfen zu ergötzen; und weil er wußte, daß

sein Vater ausgegangen war, so glaubte er, daß es ihm nicht schaden würde. Zu eben der Zeit war auch Nachbar **Müller** mit seinem **Konrad** im Garten. Dieser **Konrad** hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es wäre genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böses thäte. So bald man allein wäre, dacht' er, könnte man thun, was man wollte. Sein Vater hatte eine geladene Flinte bey sich, um die Sperlinge zu schiessen, die ihm die Kirschen abfrassen. Sie standen in einer Laube und erwartteten, daß die Sperlinge kommen sollten: aber da wurde **Konrads** Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war. Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu **Konrad**: du, rühre mir ja nicht die Flinte an! Jetzt war **Konrad** allein. Was kann es mir den schaden, dacht' er, wenn ich ein bischen mit der Flinten spiele? Ich werde ja keinen damit todt schiessen, und der Vater ist ja nun im Hause! — Er ergrif die Flinte,

 und

und exerzierte damit, wie ein Soldat. Dann wolt' er versuchen, ob er auch wohl schon den Hahn spannen könnte. Er legte also die Flinte auf die Hecke recht nach Nachbar **Schmids** Garten hin, und nun faßt' er den Hahn, um ihn aufzuziehen. In eben dem Augenblicke warf **Christian** aus seinem Garten mit einem scharfen Stein herüber; traf **Konrad's** Auge; **Konrad** ließ vor Schrecken und Schmerz den aufgezogenen Hahn fahren; puf! gieng der Schuß los, und au! au! au! hörte man in beyden Gärten schrien. **Konrad** war um sein Auge, und **Christian** hatte den ganzen Schuß ins Bein gekriegt. Jener wurde blind, dieser lahm, und beyde blieben es ihr Lebelang.

Hännschen.

O der arme Christian und der arme Konrad!

Ehrenreich.

Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deswegen, weil jeder von ihnen nicht blos sich,

son-

sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für beyde ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Hännschen.

Warum, Vater?

Ehrenreich.

Das will ich dir sagen, siehst du, Hännschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte: so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, so bald sie allein gewesen wären. Nun aber lernten sie aus ihrer Erfahrung, daß dasjenige Uebel, was die Menschen auch nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft werde. Daher besserten beyde sich, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren. Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte: denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns beßern mögen.

Hännschen.

Nun will ich auch niemals wieder Unrecht thun, und wenn's auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich.

Gott erhalte dich bey diesem Vorsatze, mein Lieber!

Jetzt waren sie wieder zu Hause gekommen.

10) Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seyd, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzähl' ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sey, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewe=

gewesen. Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen ist, die man knurrige, oder beißige nennt. — Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt: so ließ sie das Gesicht hängen. Grif jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beissen. Wurd' ihr etwas befohlen, was sie nicht gerne that; oder wurd' ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beym Hinausgehen die Thüre heftig hinter sich zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hauße mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder von neuen in denselben zurück. Eines Abends (es war am Weyhnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng. Die Mutter

ter gebot ihr zurückzubleiben, gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen. Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe. Sie konnte kein Wort sprechen. „Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Pappier, für wen dies alles soll! „— Meta trat näher und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte:

Für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams.—

Sie schlug darauf die Augen nieder und sagte kein Wort. „Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ists? — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen. „Hier ist noch ein Zettel, sagte die Mutter weiter; laß sehen, ob dieser dich auch nicht nennt.„ Meta las:

Für

Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. —

Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben. "Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast."

Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wenn ich es nehmen soll. "Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, brauche ihn, sagte sie, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen." Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Me-

ta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hätte. Da schmiegte sie sich eines Tages um den Hals ihrer lieben Mutter und fragte mit halberstickter Stimme: "Darf ich jezt, liebe Mutter?" — Du darfst, mein Kind," antworttete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. "Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?" Ich habe immer daran gedacht, antworttete Meta; und dann so hab' ich auch alle Morgen und Abende den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden." Die Mutter vergoß die süssesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen. — So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen. Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines solchen Kindes, welches eben dieser garstigen Untugend schuldig war. Dieses

Kind wurde dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Metas Beyspiel zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden, als sie. — Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. Welch Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen: lieber gesellig und liebreich, als zänkisch und mürrisch zu seyn?

11.) Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen!„ und „sieh mahl, Mutter, da thut Peter wieder dies und das!„ So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald dies, bald jenes nicht recht geschahe. — Besonders muste der jüngere Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestimm tadeln und beherrschen lassen.

Bald macht' er ihr dies, bald jenes nicht recht; vornehmlich beym Spielen.

Da hatte immer Friderike das Wort; da wollte sie immer alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht alles, was sie verlangte, den Augenblick geschahe: gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig da stehen. Die guten Eltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnet; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von allen geliebt würde, da hingegen ein Mädchen, das immer seinen Willen haben wollte, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sey: aber umsonst! Sie blieb wie sie war. Alle andere Kinder fiengen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen: aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken. Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bey ihren Eltern. Dieser hörte eine Zeitlang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ih-

ren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Wenn das meine Tochter wäre: so wüßte ich wohl, was ich mit ihr thäte!„ Und was denn? fragte die Mutter. Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurbart, und liesse sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben konnte; und nicht verständigern und gesittetern Menschen, als sie ist, durch ihr ewiges Regieren zur Last fiele. „Friederike stuzte, ward feuerroth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Von dem Augenblicke an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens; und beschloß; sich von diesem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich zur Erfüllung. Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Errinnerungen ihrer Mutter bessern ließe,

 als

als zu erwartten, daß auch einmahl so ein verständiger Mann komme und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr zu einem Korporal, als zu einem liebenswürdigen Mädchen tauge.

12.) Ein Beyspiel großmüthige Wohlthätigkeit.

Vor etwa sieben Jahren ward in der grossen Stadt Paris das Brod so theuer, daß viele arme Leute Hunger litten. Es lebte damals ein Prinz, der Herzog von Orleans genannt, der sehr fromm und mitleidig war. Dieser freute sich, daß der liebe Gott ihm so viel Geld bescheert hatte, und half damit allen Armen, die er kannte. Eines Morgens gieng er in einem großen Garten ganz allein spatziren, nur schlecht gekleidet, wie ein gemeiner Bürgersmann. Seinen Wagen und seine Bedienten hatte er vor der Thür gelassen. Auf einmahl sprang ein Mann hinter der Hecke hervor, hielt ihm die

Pistole auf die Brust, und forderte vier Louisd'or von ihm. Der Mensch zitterte, indem er so vor ihm stand, am ganzen Leibe, und sahe aus so blaß, wie der Tod. Der Herzog sahe ihn mitleidig an, grif in seine Tasche, gab ihm das verlangte Geld, und ermahnte ihn, sich künftig auf eine ehrlichere Weise zu nähren. Der Räuber gieng; und der Herzog sah ihm nach, bis er zur Gartenthür hinaus war. Darauf rief er einen seiner Bedienten, und befahl demselben, dem Manne nachzugehen, und sich zu merken, wo er bleiben würde. Der Herzog selbst fuhr ruhig nach Hause, und sagte keinem, was ihm begegnet war. Nach einiger Zeit benachrichtigte ihn der Bediente, der Mann sey zuerst zu einem Becker gegangen, habe demselben zwey Louisd'or für alte Schuld bezahlt, dann hab' er einen ganzen Arm voll grobes Brod gekauft und sey damit nach Hause gerannt. Seine Wohnung wäre in einer kleinen abgelegenen Gasse viele Treppen hoch. Der Herzog sagte dem Bedienten, es wä-

re gut; und weiter nichts. Am folgenden Morgen setzt' er sich in den Wagen, nahm einige Bediente mit, und ließ sich nach dem Hause des Räubers fahren. Hier stieg er aus, kletterte die unbequemen Treppen hinan, und klopfte an die Thür eines Zimmers, in welchem der Räuber wohnen sollte. Dieser that die Thüre selbst ihm auf, und fuhr, da er ihn sahe, wie vom Blitz getroffen, zurück. Aber Gott! welch ein Anblick! — Eine Frau und sechs Kinder lagen krank und ausgehungert auf dem Boden. Ihre Gesichter waren mit Todtenbläße überzogen, und nur einige wenige alte Lumpen bedeckten die Blöße ihrer abgezehrten Leiber. Lange konnte der unglückliche Vater dieser jammervollen Familie kein Wort hervorbringen; endlich warf er sich vor dem Herzog auf die Knie und sagte mit zitternden Lippen, indem er auf seine Frau und seine Kinder zeigte: „Sehen Sie hier, mein Herr was mich bewogen hat, Sie zu berauben! Schon seit drey Tagen hatten diese Unglücklichen kein Stückchen

Brod

Brod genossen; der Becker, dem ich schuldig war, wollte mir nicht mehr borgen. Schon sahe ich mein Weib und meine Kleinen den langsamen und schrecklichen Tod des Hungers sterben. Die Verzweiflung ergrif mich; sinnlos lief ich aus, begegnete Ihnen und that, was ich sonst um aller Welt Güter Willen nicht gethan haben würde.„ Uebergeben Sie mich der Gerechtigkeit; gern, gern will ich den Tod leiden, den ich verdient habe: aber o! — (hier umfaßt' er die Knie des Herzogs) wenn Ihr Herz des Mitleids fähig ist, so erbarmen Sie Sich meines Weibes, erbarmen Sie Sich meiner armen Kleinen! „Die kranke Mutter und die ausgehungerten Kinder krochen gleichfalls laut weinend herbey, und fleheten um Erbarmung für den Gatten, um Erbarmung für den unglücklichen Vater. Der Herzog wischte sich die Thränen ab; gebot allen ruhig zu seyn; und gab dem Manne einige liebreiche Ermahnungen. Dann zog er seinen Geldbeutel hervor, gab ihn

dem Manne, und befahl ihm, erst das Nöthige zur Erquickung seiner armen Familie einzukaufen, und dann zu ihm nach seinem Pallast zu kommen. Hier erkannten die Unglücklichen den Herzog, und wenig fehlte, daß der Mann nicht vor Schrecken niederfiel. Er wollte eine neue Entschuldigung stammlen; aber der gute Herzog gebot ihm, sich zu beruhigen, und wiederholte den Befehl, daß er zu ihm kommen sollte. Da er hin kam, kündigte ihm der Herzog an, daß ihm monatlich eine gewisse Summe zum Unterhalt seiner Familie angewiesen sey; und daß er selbst auf dem Schlosse immer Arbeit finden, und reichlich dafür belohnt werden sollte. Der gerührte Mann zerfloß in Thränen der Dankbarkeit; und seitdem viergieng kein Tag, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern sich nicht auf die Knie warf, um Gottes belohnenden Seegen für seinen edelmüthigen Wohlthäter zu erflehen.

13.) Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schorsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schorstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Da er bis zu dem Kamin herabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darinnen waren. Am meisten gefiel ihm eine goldne, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf; "ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest?" Nach einer kleinen Weile dacht' er: "wie, wenn du sie mitnehmest? — aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!" — Es würde aber doch niemand wissen, "dacht' er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hört' er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wie-

der hin, und eilte zurück in den Schorstein. Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht' es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge. Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen. — Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern tratt er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bey schwachem Mondschein liegen sah. Schon streckt' er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbahrkeiten, diamantne Ohrenringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte. "Soll ich?" sagt' er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leib zitterten. - Soll ich? - — Aber wär' ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? — Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen; könnt'

ich wohl jemals einem wieder frey ins Angesicht sehen?“ — Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!“ — Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht's ja keiner? —“

“Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?“ — Bey diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. “Nein! sagt' er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilt' er auf eben den Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war. Die Prinzeßin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dieses mit angehört,

und

und den Knaben selbst beym Mondscheine erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

"Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern die Uhr und die Diamenten nicht?" — Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie und konnte vor Angst kein Wort sprechen. "Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzeßin fort; danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten. "Von nun an sollst du bey mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge." — Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen. — Die Prinzeßin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen;

zogen; und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

14.) Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sahe, da eilte sie ihm zu helfen, so gut sie nur immer konnte. Einmal fuhr sie mit aufs Land. Da sahe sie bey einer Brücke einen Trup Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbey schlepten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sahe über dem sehr häßlich aus. — Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt. Darauf fragte sie die Knaben: Ob der Hund toll sey? — Welches diese mit: Nein beantworteten. — Ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen. Ihr

er

re Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereden, ihn wieder hinaus zu werfen. Aber sie sagte: ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen. Zu Hause spottete jeder über ihren Schoßhund, wie sie ihn nannten: aber Julie kehrte sich nicht daran. Sie that ihm täglich Gutes, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bey ihr war, wo sie gieng und stand. Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal auf ihr Bette, zerrte sie am Ermel und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrack, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbey zu rufen. Diese kommen und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien alles habe wegnehmen wollen — So hatte sie also, die Befreyung von dieser Gefahr und Berau-

bung,

bung, dem Mitleid zu verdanken, welches sie mit dem armen Hunde gehabt hatte.

15.) Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König in Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem persischen König Cirus führte. Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwerdt aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte ihn die erschreckte kindliche Liebe plötzlich folgende Worte aussprechen: „Soldat, willst du den Krösus erschlagen?„ Der Soldat erschrak, und des Königes Leben war gerettet.

16.) Denke nichts Arges von deinem Nächsten.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner

Dien=

Dienste nun nicht mehr bedurfte. Der Mann gerieth dadurch in grosse Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er gieng daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben mögte. Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bey ihm zu essen. Bey der Tafel zog der Minister eine goldne Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie, als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum. — Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Priese nehmen: aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe. Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und Einer von den Gästen meynte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken

bey=

beygesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden habe. Da sagt' ein andrer Gast: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang. Alle andere folgten seinem Beyspiele. Da aber die Reihe an den abgedankten Officier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun. Man sagte ihm, er würde sich dadurch sehr verdächtig machen: aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wieder den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bey seiner Weigerung. Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sey, und Alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und gieng nach aufgehobener Tafel zu Hause. Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen

Schoße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte. Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er mögt' ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Tasche nicht habe umkehren wollen? — Jezt antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen sagen, gestern konnt' ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere seyn mögte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte. — Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bey Ihnen speisen würde. Ich hatte mir dahero unterwegens eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst

nun

nun würde Jedermann gesehen, und mancher darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun. Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten; und da diese versammlet war, nahm er den Offizier bey der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer. Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor; den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde. —

Diese Geschichte hab' ich euch, meine lieben jungen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser,

Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

17.) Die aufrichtige Kinder.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem schönen Nachmittag von ihrer Mutter die Freyheit, ganz allein in dem Garten zu spielen. — Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freyheit erworben. — Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen. Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume; unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum erstenmale trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte. Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren: sie wollte sie dem Vater, der verreißt war, aufheben, bis er wiederkäme. Weil sie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen

und

und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war: so sagte sie diesmal der Pfirsichen wegen nichts. Als die Kleine genug gespielt, liefen sie miteinander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber. Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwey schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben herunter gefallen waren. **Wilhelm** sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte der darnach, aß eine, und gab **Hannchen** die andere, die sie auch verzehrte. Als sie damit ferttig waren, fiel's **Hannchin** ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt. Ach, lieber **Wilhelm**, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen, nun wird unsere gute Mutter unwillig auf uns werden, was wollen wir machen?

Wilhelm.

J, sie weiß es ja nicht!

Hannchen.

Aber sie muß es wissen, lieber **Wilhelm**; du weißt ja, daß sie uns auch grosse Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm.

Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft!

Hannchen.

Und wenn sie uns nun straft, so thut sie 's ja aus Liebe, und wir werden 's dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilhelm.

Du hast recht, liebes **Hannchen**. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen.

Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie's erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschwiegen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder heißt, und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm.

Ach, Hannchen, ich sehe schon, du weißt das besser als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich beyde, und giengen Hand in Hand hin. — Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen; straf uns nur, wie wir's verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot blos vergessen. Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war. Die gute Mutter

war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern, weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn.

18.) Die Klätscherin.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte. Erfuhr es also etwas, welches man geheim halten wollte, so brannte es ihm auf dem Herzen, und es konnt eher nicht ruhen, bis es alle seine Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte. Das Schlimmste dabey war, daß es auch alle das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten, wieder erzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabey grosses Unrecht thun, manchen bittern Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klätscherin wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereyen den Samen zum Mißvergnügen, zum Zweck und zu allerley Unheil aus. Was Wunder, daß man anfieng, sie zu fliehen? sie zu verabscheuen? Man that dies durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterin mehr. Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt. Das machte sie endlich aufmerksam auf ihre Fehler. Sie sahe ihn ein, und wollte sich davon bessern. — Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, — sehr schwer, — sich jemals ganz davon wieder los zu machen!

Jungfer Schnikschnak, — so hieß dies unglückliche Mädchen, — brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen. — Jetzt war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattin zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine **Klätscherin** zu seyn, das wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte. Sie mußte sich also entschliessen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs verzicht thun. — So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

19.) Jachzorn.

Johannes war ein guter Junge, daß fast kein Tag hingieng, da er nicht sowol an Kenntnißen zunahm, als Fehler einsah und abschafte.

Nur ein Fehler klebte ihm lange an, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue abgekauft. Er war nemlich äußerst auffahrend, sobald ihm von seinen Gespielen jemand aus Versehen etwas zuwieder that. Er pflegte alsdann sogleich um sich zu stossen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz alle Zeichen eines aufgebrachten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen von sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste Leid zu machen. Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas mittheilte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte. Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er

sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mogte. Unglücklicher Weise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihm ein paar mal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel im Garten kommen sollte. Er war böse, stieß ihn von sich, und zwar so stark, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog. Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß das Blut strömweis die Schläfe herunter. Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewolt, als Gottlieb leid zu thun! — Er stürzte über ihn her, schrie laut — er ist tod! er ist tod! — ich habe Gottlieb getödtet, und statt daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluzend bey ihm liegen. Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrey aus seinem Fenster gehört. Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf,

trug ihn auf ein Bette, und besprützte ihn mit kalten Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam. Dies war freylich etwas für den armen Johannes; aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu nehmen. Nun ward die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen können, um würklich tödtlich zu seyn. Es ward ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fieng an zu fantasiren. Johannes wich nicht von seinem Bette; weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille: Denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte. Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fantasie zu — lieber Johannes — was hab' ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergieb mirs, vergieb mirs! ich will dich nie wieder beleidigen.,, Dies trieb dem vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch grössern Gegenstand

des Mileidens, als der Kranke selbst war. Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fieng an zu heilen — und nach wenig Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen. Wer ist fähig sich Johannes seine Freude vorzustellen? Gewiß niemand, als der ganz die Angst gefühlt, die ihn, während Gottlieb in Gefahr war, durchwählte. Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernsten Reue, und mit einem so festen Vorsatz, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereylen zu lassen, vermischt, daß ihm fast keine Freude anzusehen war. So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Mine an, und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder errinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, seinen Jachzorn völlig zu besiegen. Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; denn Gottlieb behielt von seinem Fall nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne

Rührung ansah, und oft mit Dank gegen die Vorsehung Gottes, küßte. — Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwann von dem Fehler des Jachzorns übereylt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bey Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend jemand, oder ihr selbst, dadurch in Todesangst und Gefahr geräth? —

20.) Eine sonderbare Danksagung.

Ein reicher und angesehener Chineser war darauf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den kostbarsten Edelgesteinen überall besetzt war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistliche in China) folgte ihm durch verschiedene Strassen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholtenmahlen wegen seiner Edelgesteinen. „Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelgesteine gegeben.„ — Ganz recht! fuhr der Bonze fort; aber ihr gebt mir doch die Ge-

legenheit sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterscheid, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, und diese Bemühung wünsche ich mir nicht, aber sie ist doch meines Dankes werth. — Die Lehre, meine lieben jungen Freunde, ziehet euch selbst aus dieser Geschichte.

21.) Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Witwe — wo? hab' ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verloren hatte. Nur ein kleines Kapital war ihr übrig geblieben, von dessen Zinsen sie nothdürftig leben konnte. Durch den Bankrot eines Kaufmanns, den man für sehr reich und für völlig sicher hielt, verlohr sie auch diesen lezten Rest ihres kleinen Vermögens.

Ihre

Ihre Umstände waren nun sehr traurig; denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts mehr übrig, als entweder sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen. Zwar hatte sie in einer benachbahrten grossen Stadt einen nahen Anverwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können: aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie also hülflos. In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bey sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmal sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau, auch während ihres vormahligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen. "Nein sagte sie daher (auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen) ich verlasse Sie nicht, so lange Sie

leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.“ “Lohn brauche ich nicht; denn ich habe mir von ihrer vormahligen Freygebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt. Ausserdem habe ich noch 25. schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund: so will ich schon für uns beyde Brod schaffen.“ — Die arme Wittbe war über diese Erklärung äusserst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treue Dienste desselben dankbar an. Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwey Jahre lang die Wittbe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erstere starb. Die Treue dieses guten Mädchens blieb auch nicht unbelohnt. Kurz vor dem Tode der Wittbe war auch ihr reicher Verwandter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtin, fiel nun sein

ganzes Vermögen zu. Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät: denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbahr darauf starb, ohne einmal verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte. Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten. "Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihre seyn." — Das Mädchen erhielt sie auch; und alle, welche davon hörten, freuten sich über die Grosmuth des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

22.) Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser ward einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen. Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber gieng stolz vorüber und dankte ihm nicht einmal. — Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zuerhalten. Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher, als jener, bin?

23.) Von einem merkwürdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer junger Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheirathet hätte? — Er antwortete: er würde sie so halten, wie es

sich

sich für ihren Stand schicke. "Aber wovon?" fragte der Alte wieder. "Nun erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich grosse Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben." Ich weiß; "fuhr der Alte fort;" aber ich mögte wissen, ob sie denn nichts haben, das sicherer, als alle Güter, wäre, und was Ihnen niemand rauben könnte? —

Jüngling.

Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann.

Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie kein Handwerk?

Jüngling.

Nein!

Edelmann.

Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling.

Und die Ursache?

Edelmann.

Weil ich diese keinem Andern, als einem solchem zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verlohren gehen sollten.

Jüngling.

Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann.

Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte suchte den besten Korbmacher auf, begab sich in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte. Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beyde, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten im Stich lassen, und nach Holland flüchten. Und da ernährte nun

der junge Mann seinen Schwiegervater sowol, als auch seine eigene Familie, durch sein Körbmachen. — Noch jezt schreiben die Holländer es diesem jungen teutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeit bey ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Eltern seyn mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles Andere verlohren geht! Dies wird überdem seinen vielfachen grossen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon machen dürft! —

24.) Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Haye, einen Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte: so befahl er, daß ihm

ausser dem, was er zuvor erhalten hätte, noch einige hundert Thaler, Jahr vor Jahr ausgezahlt würden: denn er wollte, daß der Mann sich pflegen sollte. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntag auf seine Kanzel und sprach:

„Der König hat mir bezeuget, daß er mit mir und mit meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten, und wie ich nur will, gebrauchen soll. Höret also, lieben Leute, was hierbey meine Meynung und mein Wille ist! „Böses hab' ich euch freylich nie erwiesen, Gutes aber, soviel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein jeder, der dieses thut, recht grosse Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug. „Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und wisset also, ich würde mich selbst für unver-

schämt ansehen, wenn ich auch noch vom König eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, daß er mir angewiesen hat, daß sey nicht mir; sondern euch geschenkt: und höret nun, wozu es euch geschenkt seyn soll.„ Ihr wißt, unsre Strassen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wohl solltet, wenn Strassen und Wege ebener wären. Ihr fahret auch eure Wagens zu Grunde, und ihr erschweret eurem Zugviehe die Lasten; — wir wollen also von diesem Gelde die Strassen und die Wege ebener machen. „Ihr habt überdem auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibt, welches eure Saaten verdirbt, so daß ihr fast nichts davon erndten könnt; — wir wollen also Graben ziehen, das Wasser ableiten und dadurch eure Erndte verbessern.„ Ihr habt auch Sümpfe und Moräste und die nützen euch zu nichts. Wir wollen also diese eure Sümpfe und Moräste durch Graben vom Wasser befreyen, sie austrock-

nen und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren. „Ihr habt endlich auch dornigte, wüste und sandigte Plätze und auch diese geben euch keinen Vortheil: wir wollen also die Dornen ausraden, und was wir nicht düngen, nicht mit Gras oder Getraide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken, oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen: denn wenigsten wachsen Fichten oder Weiden darauf.„ Dies also und dergleichen wollen wir thun! Alle Jahre erhalten wir das Geld; alle Jahre wollen wir daher etwas thun und immer soviel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bey uns geschehen seyn; und wisset ihr, was wir dann thun wollen? „Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbarn thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen unter ihnen unsere Hülfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüssen und ihnen sagen: — „Gönnet uns, lieben

Brü-

Brüder, die Freude, daß wir euch helfen! Eure Wege, eure Felder, eure Moräste, eure wüsten Sandflecke u. s. w. wollen wir verbessern und brauchbarer machen, eben so, wie es nun die unsrigen sind, und so weiter. „So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern Gott; dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen seegnen euch und eure Kinder und Kindeskinder!„ —

Ohngefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel und wollte beten. Aber das Herz des Volks schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und schrie: — „es lebte der König! Es lebe unser Pfarrer!„

25.) Die

25.) Die Folgen einer schlechten Erziehung.

Ein paar Eltern vom Stande hatten einen einzigen Knaben: dieser war schön und wohlgestaltet: Ursachen genug, warum sie ihn äußerst liebten. Nichts würde nöthiger gewesen seyn, als ihm eine gute Erziehung zu geben! — Er hatte auch recht gute Fähigkeiten: aber die Liebe der Eltern, anstatt ihn glücklich zu machen, wenn sie weniger nachsüchtig gewesen wäre, war Schuld an seinem Verderben. — Damit es diesem lieben Söhngen nicht beschwerlich fallen mögte, ließ man ihn nichts lernen. Er blieb also in der größten Unwissenheit: und was noch schlimmer war, so verwies man ihm keinen Fehler, noch vielweniger bestrafte man ihn darüber: denn das arme Kind hätte weinen mögen: Kurz in allem bequemte man sich nach seinem Willen. — Daraus entstund bey ihm der unerträglichste Eigensinn: er vertrug sich mit niemanden, wiedersetzte

sich

sich allen und seine erst zwar kindischen Streiche, arteten gar bald in Bosheit aus. — So wuchs dieser Knabe immer mehr herauf, und seine Hartnäckigkeit mit ihm. Endlich hatte er die Verwegenheit, sich seinen eigenen Eltern zu widersetzen, wann sie sich ihres Ansehens einmal bedienen wollten. — Dieß schmerzte sie so sehr, daß sie bald, eines nach dem andern, starben. — Nunmehr glaubte das Söhngen, Herr aller seiner Handlungen zu seyn, ob er gleich keine gehörig zu thun wußte. Er verthat in Kurzem das ganze väterliche Vermögen, welches ansehnlich genug war, und da er auch nichts gelernt hatte, so war er eben so wenig im Stande, für sich etwas zu erwerben, wodurch er sich hätte ernähren können. — Arm, und von allen rechtschaffenen Leuten verachtet, irrte er nun umher, und wollte sich aufs Betteln legen: er fand aber wenig mitleidige Herzen, weil man wußte, oder muthmaßete, daß er an seinem eigenen Unglücke schuld sey. — Er faßte also den Entschluß,

unter Soldaten zu gehen. — Da er aber weichlich erzogen war, sich niemals zur Ordnung gewöhnt hatte, nicht zu gehorchen wußte, noch durch Fleiß zur Arbeit abgehärtet worden, und überhaupt hundert lüderliche Streiche vornahm: so mußte er täglich die härtesten Strafen ausstehen. Aber auch diese besserten ihn nicht, und sein Hauptmann sah sich endlich genöthigt, ihm fortzujagen. — Er gesellte sich darauf zu einer Räuberbande, wurde bald nebst einigen dieser Bösewichter gefangen, und zu einem schmählichen Tode verdammt.

Möchten sich doch alle Eltern und Kinder an dieser Erzählung ein Beyspiel nehmen!

26.) Die Belohnung guter Aufführung.

Der Hauptmann unter dessen Compagnie der in voriger Geschichte benahmte bösartige junge Mensch gestanden, hatte seine Jugend ganz anders

ders zugebracht. — Sein Vater war der ärmste Häusler in einem Dorfe. Kaum hatte er so viel, die Blöße dieses seines Söhngen zu bedecken, und ihm das Leben zu erhalten, ob es gleich auch das einzige Kind war. — Der Knabe fühlte bald das ganze Elend seines traurigen Zustandes, und dachte darüber nach. Eines Tages entschloß er sich zu dem Pfarrer desselbigen Orts zu gehen, und ihn zu fragen, ob er ihm kein Mittel zu sagen wisse, wie er sich seinem Elende entreissen könnte? — Der Pfarrer antwortete ihm, daß durch Frömmigkeit, Tugend, Fleiß und Arbeit alles zu überwinden möglich sey. — Wie sehr freute sich das Kind über diese Nachricht! — Der Pfarrer der seinen guten Willen, und eben so guten Verstand bewunderte, behielt ihn bey sich, gab ihn was er zur Nothdurft brauchte, und schickte ihn in die Schule. — Hier war er so fleißig, daß er bald alle seine Schulkameraden übertraf. Gerne wäre er nun auf eine höhere Schule gegangen, um seinen Fleiß in guten

Künsten und Wissenschaften fortzusetzen: aber dazu fehlten ihm die Mittel. Indessen mußte sein Dörfchen Rekruten stellen, weil dem Vaterlande ein Krieg bevorstund. **Gottfried**, (so hieß der nun erwachsene Pursche) sah dieses als einen Ruf für sich an, zumal da er dadurch vielen wohlhabendern Eltern den Kummer ihre Söhne zu verlieren, ersparte. Diese gaben ihm zur Dankbarkeit ein ansehnliches Stücke Geld, und er hatte die Freude, dadurch seinen armen Eltern ihr Leben zu erleichtern. — Endlich war er überzeugt, daß man in jedem Stande Gott dienen, sein und seines Nächsten Wohl befördern, und, auch als Soldat, ein rechtschaffener Mann seyn könne. — Seine vorher erlangten Kenntnisse und die Rechtschaffenheit in kleinen Geschäften seines Berufs, seine Ordnung und Fleiß in seinem Dienste, sein Muth in Gefahren, — erwarben ihm bald den Beyfall aller seiner Vorgesetzten; diese empfahlen ihn weiter, und so wurde er endlich Hauptmann. Er blieb

aber

aber nicht nur bey dieser Ehrenstelle. Seine frommen Eltern sahen ihn von einer Stufe der Ehre und der Glückseligkeit zur andern fortgehen. Er wurde Obrister, ja endlich gar General, und und leistete seinem Vaterlande die erspriеßlichsten Dienste. Dabey vergaß er niemals seiner geringen Herkunft, entriß seine armen Eltern ihrem elenden Zustande, und pries mit ihnen die Vorsehung, die niemals Tugend und Rechtschaffenheit unbelohnt läßt.

27.) Die gewonnene Mutterliebe.

Eine junge Wittwe, hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die sie mit vieler Sorgfalt erzog: Doch liebte sie den Sohn mehr als die Tochter. Emilie, so hieß die Tochter, fühlte, ungeachtet ihrer Jugend, den Unterschied, den die Mutter machte, nur zu sehr; hieng aber ihrem Kummer blos in der Stille nach. Da sie zum Unglücke nicht schön war, so mußte sie alle Augenblicke zurückstehen, und alle Schmeiche-

keyen, alle Süßigkeiten — wurden ihrem Bruder nur allein geschenkt. Die Bedienten und Mägde erwiesen sogar dem guten Mädchen Verachtung, weil sie dadurch das Wohlwollen ihrer Frau zu gewinnen wußten. Der Bruder dieses guten Mädchens war schön, und hatte würklich viel Einnehmendes. Man sagte es ihm aber beständig unter vielen Schmeicheleyen und Liebkosungen, und er ließ sichs auch nicht umsonst gesagt seyn. — Emilie bemühete sich vergebens, durch beständige Aufmerksamkeit auf alle ihre obliegenden Pflichten, durch Sanftmuth und Rechtschaffenheit ihre wenige Schönheit des Körpers zu ersetzen — man schien es gar nicht zu bemerken! — Ihr vortrefliches Herz entgieng den Augen, die nur gewohnt waren, auf das Aeuserliche zu sehen. Ihre Mutter, wenig gerührt von dem Beweise ihrer Zärtlichkeit, die sie schon bey dem Tode ihres Vaters gegeben, blickte sie nur mit Widerwillen an. Stets fand sie etwas an ihr zu tadeln, und forderte eine Voll-

kommenheit an ihr, die selbst Leuten von reiferm Alter zu erreichen unmöglich ist. — Diese verblendete Mutter ward krank: ihre beyden Kinder erwiesen ihr alle kindliche Sorgfalt. Emilie aber die in den matten Blicken ihrer kranken Mutter eine Linderung der äusersten Strenge fand, die gemeiniglich die Ergiessung ihres empfindsamen Herzens zurück hielt, übertraf ihrem Bruder weit an geschäftiger Liebe und Beharrlichkeit. Auf die mindeste Bewegungen ihrer Mutter aufmerksam, errieth sie alle Bedürfnisse, und half ihnen ab, ehe man es von ihr verlangte. So lange nur ein Anschein von Gefahr da war, verließ sie ihr Bette nicht. Bitten und Verweise, nichts bewog sie, auch nur einen Augenblick der Ruhe zu geniessen. — Endlich wurde die Mutter wieder gesund. Ihre glückliche Wiederherstellung zerstreuete die Furcht der zärtlichen Emilie. Aber ihre Schüchternheit gewann eben so wieder die Oberhand, als der Mutter ihre Strenge gegen sie zu machen. —

Eines Tages da sich die nun völlig wieder hergestellte Mutter mit ihren zwey Kindern über die Zufälle ihrer gehabten Krankheit unterhielt, und ihre kindliche Liebe und Vorsorge gelobt hatte, setzte sie hinzu: Jedes von beyden sollte zwey Stücke zur Belohnung fordern, sie sollten also fordern, und sie gewiß erhalten, wenn es nur nicht über ihr Vermögen wäre. — Was willst du, sagte sie zu ihrem Sohne? — Mama, antwortete er: eine schöne Uhr und einen Degen. — Die sollst du morgenden Tages haben: und du, Emilie — Ich? ich, versetzte sie ängstlich, und wagte es nicht weiter zu reden. Ich untersiehe mich nicht ‥ ‥ Du sollst, rede, ich befehle es dir. — Dieser strenge Ton, den sie nur zu gut kannte, schlug sie vollends ganz nieder. Sie warf sich ihrer Mutter zu Füssen, sah mit thränenden Augen nach ihr auf, und stammelte blos diese Worte: "Nur zwey so zärtliche "Küsse, als Sie eben meinem Bruder "gaben!" — Die Mutter, auf das Lebhaf-

teste

teste gerührt, sah auf einmal den Schleyer verschwinden, der bisher ihre Augen verdeckt gehalten hatte. — Sie schloß ihre Tochter in ihre Arme, drückte sie mit Entzücken an ihre Brust, und schämte sich nicht ihre bisherige fehlerhafte Strenge gegen die gute Emilie zu gestehen. — Man stelle sich vor, wie sehr Emilie gerührt war! ihr Herz zerfloß in Liebe. Zum erstenmale ruhte sie an dem Busen ihrer Mutter, sammelte ihre Thränen auf ihren Wangen auf, und klagte sich an, daß sie bisher eine so kostbahre Zärtlichkeit nicht zu verdienen gewußt! — Auch der Bruder ward von diesem Auftritte gerührt, vereinigte seine Umarmungen, liebkosete seine Schwester, und Mutter und Kinder genoßen nun von der Stunde an ein Glücke, das nur gefühlt werden kann, wenn man wie die gute Tochter Emilie fühlt.

28.) Trauriges Schicksal zweyer vorwitzigen Knaben.

In einer gewissen Handelsstadt lebte ein Kaufmann, der zween Söhne hatte. Der Aelteste war ungefähr sieben, der Jüngste aber erst sechs Jahre alt. Beyde wurden von ihren Eltern aufs Zärtlichste geliebt. Da ihr Vater öfters, seiner Geschäfte wegen, grosse Reisen zu Pferde machen mußte, so pflegte er allezeit ein paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wenn er dann zurück kam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit Niemand sich oder andern Schaden zufügen möchte. Dem ungeachtet hatte er seinen Söhnen ein vor allemal verboten, sowohl die Pistolen, als auch irgend andere Schießgewehre in die Hände zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich, oder andere leicht damit verletzen können. Ueberhaupt aber gab er

ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spassen, weil daraus schon gar öfters grosses Unglück entstanden wäre. — Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück, weil er aber bald wieder zu verreisen gedachte, so schoß er diesesmal seine Pistolen nicht los. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein vor allemal verboten. — Aber was geschah? — Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hiessen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antworttet Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren? „Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber

„wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn „der Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst „abschiesse, ehe er zu Hause komme. Und ver„derben werden wir ja auch nichts daran: sieh „nur, ich weiß schon recht gut, wie man den „Hahn aufziehen muß;„ Und so zog er den Hahn an beyden Pistolen auf. „Vater wird „wohl nur gemeint haben, daß wir keine gela„dene Pistolen anfassen sollten. — Nun stelle „dich dahin, und gieb acht, wie ich kommandi„re; wenn ich Feuer! rufe: so mußt du ab„drücken.„ Schon standen beyde gegen einander über, und Wilhelm kommandirte: „Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer! —„ Mit diesem Worte drückten beyde los, und beyde fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute. — Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbey gerannt, und, o Himmel! welch ein Anblick. Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten

Athem.

Athemzug thaten. — Da sie von dem herbeygelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden. Den lauten Jammer der Mutter, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

29.) Das Sterbebette eines redlichen Vaters.

Ein kranker Vater vieler Kinder merkte, daß er immer schwächer wurde, und ließ daher den Arzt zu sich kommen und fragte ihn, ob er glaube, daß er wieder aufkommen würde? dieser fühlte seinen Puls, zuckte die Achseln, und sagte: Freund! höchstens haben Sie noch zwey Stunden zu leben. — Dieß schreckte den redlichen Mann gar nicht. Er drückte ihm zärtlich die Hände, und bat ihn, sich zu entfernen. Hierauf mußten alle seine Kinder um sein Bette tre-

ten. „Ich sterbe,„ sagte er zu ihnen mit bebender Stimme, „nun ist alle Lust dahin, die „ich auf der Welt genossen habe, und wenn „ich jetzt Kaiser wäre, so würde, ich in meinem ganzen Kayserthume nichts aufbringen „gen können, das mich erquiken könnte. Aber „das erquikt mich, daß ich überzeugt bin, daß „Gott mit mir durch meinem Heiland ausgesöhnt ist, und daß ich meinen Gott und Nebenmenschen redlich gedient, besonders euch, ihr „lieben Kinder! zu allem Guten erzogen habe. „Ich hinterlasse euch wenig. Gott wird aber „dieß wenige segnen, weil ich ihn gefürchtet, „und niemals einen ungerechten Heller in mein „Haus gebracht habe. Ich hinterlasse euch überdieß die guten Lehren, die ihr von Jugend auf „von mir bekommen habt, die sind mehr als „Gold werth. Befolget sie, so wird es euch „wohl gehen. Sie werden euch bey euren Widerwärtigkeiten trösten, und im Tode stärken.„ — Seine Kinder zerflossen beynahe

in Thränen. Der fromme Vater aber blieb gesetzt. Er hob seine zitternde Hand in die Höhe, und sprach: „Der Gott, der mich mein Lebe„lang ernährt hat, sey euer Versorger! Sein „Geist leite euch auf dem Wege der Tugend, „und lasse mich euch alle im Himmel wieder fin„den! — Nun sank er kraftlos auf sein Küssen zurück. Seine Augen waren gen Himmel gerichtet, seine Lippen bewegten sich, als wenn er betete. In diesem Zustande lag er noch eine Viertelstunde. Dann athmete er dreymal mit einiger Heftigkeit, röchelte und starb! — Seine Kinder stunden einige Minuten wie betäubt da. Ihre Augen waren alle auf den erblaßten Vater gerichtet, der mit einer so ruhigen Mine da lag, als ob er schlummerte. Endlich unterbrach der älteste Sohn das Stillschweigen. „Wie „können wir es unserm Vater besser verdanken, „sprach er, was er an uns gethan hat, als „wenn wir seine Lehren befolgen! Kommet, „liebste Geschwister, laßt es uns einander ver-

„spre-

„sprechen.„ — Sie gaben einander die Hände, mit der Versicherung, daß sie niemals Gott und die Tugend verlassen wollten. Sie hielten es auch, was sie einander zusagten, und spürten Lebenslang, daß des Vaters Segen auf ihnen ruhete.

Beschluß.

Holde Tugend.
Wohn in meiner Brust!
Für das Alter, für die Jugend,
Hast du Himmelslust.
Ruhm und Segen
Folgt der Frömmigkeit;
Auf der Tugend sichern Wegen
Blüht Zufriedenheit.

Dem kleinen Veilchen gleich, das im verborgnen blühet,
Sey immer fromm und gut, auch wenn dich niemand siehet.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr, als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Innhalt.

1.) Der kleine wohlthätige Mirtil.

2.) Der brave Mann.

3.) Drey junge Reisende.

4.) Der gute Sohn.

5.) Liebe um Liebe.

6.) Die frommen Kinder.

7.) Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

8.) Gespräch zwischen einem vornehmen Herrn und einem armen Greis. Nebst einer Fortsetzung, und noch einem Gespräch über diesen lezten Vorgang.

9.) Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.

10.) Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

11.) Fribrikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

12.) Ein

12.) Ein Beyspiel großmüthiger Wohlthätigkeit.

13.) Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

14.) Das belohnte Mitleiden.

15.) Die Macht der kindlichen Liebe.

16.) Denke nichts Arges von deinem Nächsten.

17.) Die aufrichtigen Kinder.

18.) Die Kletscherinn.

19.) Jachzorn.

20.) Eine sonderbare Danksagung.

21.) Die treue Magd.

22.) Das Schwerste und das Leichteste.

23.) Von einem merkwürdigen Korbmacher.

24.) Grosmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

25.) Die Folgen einer schlechten Erziehung.

26.) Die Belohnung guter Aufführung.

27.) Die gewonnene Mutterliebe.

28.) Trauriges Schicksal zweyer vorwitzigen Knaben.

29.) Das Sterbebette eines redlichen Vaters.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pritius, Johann Georg

Rühmende Erzählungen und Gespräche

Kempten 1782

Paed.pr. 949
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759655-4
VD18 1445274X-001